Die für den ‚Grünen Heinrich 2017‘ eingereichten Texte in integraler Fassung

Text 1

Eddy Süßkow, 8.1

Das kann doch kein Zufall sein!

Berlin, die Stadt, die für Vieles stehen kann, eine Stadt, die nicht irgendeine Stadt ist, nein, sie ist etwas ganz Besonderes. Doch so vielseitig und schön die Stadt auch sein mag, auch in ihr kann Schreckliches passieren.

JUNGE: „Boaaah! Papa, guck mal, wie coool! Gold-Man! Kann ich die haben?Papa?... Man Papa, tut mir ja Leid, dass ich an der Berliner Mauer den Saft auf dein Siegessäulen T-Shirt umgekippt habe und dass ich dadurch die Bilder vom Fernsehturm nass gemacht habe.“
Der Mann bleibt still und versucht, sein Gesicht nicht zu zeigen.
JUNGE: „Papa du verhältst dich echt lächerlich, du solltest wohl mal wieder in den Kindergarten gehen.“
Der Mann wird handgreiflich und hält das Kind so stark fest, dass sein Handgelenk rot wird.
JUNGE: „Aua! Papa, ist alles in Ordnung mit dir? Du verhältst dich komisch ...“
Der Mann bekommt schlotternde Knie.
Währenddessen woanders:
VATER: „CLINTON! CLINTON! CLINTOOON!!! Wo ist der denn ...?
Er lief mit hektischen Schritten zum Info-Stand.
INFO: „Hallo, kann ich ihnen behilflich sein?“
VATER: „Mein Sohn ... er ist weg ... nicht mehr da ... wo ist er?“
INFO: „Beruhigen sie sich, ihr Sohn ist sicher in auffindbarer Nähe, wie heißt er denn?“
Schweißgebadet schaut der Vater die Frau an.
VATER: „Cli - Cli – Clinton ... Clinton Leninggard.“
Die Frau am Info-Stand fängt an, in das Mikrofon zu reden: „Ein Junge namens Clinton Leninggard wird vermisst! Ich wiederhole, ein Clinton Leninggard wird vermisst!“
CINTON: „Warte da – das bin doch ich!“
Der Mann nimmt das Kind in den Arm und rennt raus!
VATER: „Hey! Das ist mein Sohn! Das ist mein Sohn! Clintooon!“
Und sie rennen von der Mall of Berlin zum Holocaustdenkmal, dann weiter am Brandenburger Tor vorbei bis zu der Brücke an der Straße des 17ten Juni, wo der Mann einfach runterspringt, ohne mit der Wimper zu zucken.
VATER: „Clintooon! Nein, nein, nein, neeein!“
Und der Vater wacht schweißgebadet auf.
VATER: „O MEIN GOTT!“
Er schaut in das Zimmer von Clinton, doch der schlief seelenruhig.
VATER: „Puuh, das war so real. Naja Träume, wie verrückt die manchmal sind. Egal, ab ins Bett, ich muss morgen früh zur Arbeit.“
5 Jahre später ...
JUNGE: „Boaaah! Papa, guck mal wie coool! Gold-Man! Kann ich die haben?... Papa? Man Papa, tut mir ja Leid, dass ich an der Berliner Mauer den Saft auf dein Siegessäulen T-Shirt umgekippt habe und dass ich dadurch die Bilder vom Fernsehturm durchnässt habe.“
Der Mann bleibt still und versucht, sein Gesicht nicht zu zeigen.
VATER: „Clinton? Clinton, lass’ das mal jetzt, wir müssen lo- ...
Warte mal Clinton! Clinton! Clinton! Wo ist der denn? Mein Sohn ist weg, ich bin in der Mall of Berlin an dem Brunnen und Clinton hat Saft auf mein Siegessäulen T-Shirt gekippt.“
Und alles fängt von vorne an: Der Vater rennt dem Mann mit Clinton auf dem Arm hinterher und sie rennen erneut von der Mall of Berlin zum Holocaustdenkmal und wieder am Brandenburger Tor vorbei bis zu der Brücke an der Strasse des 17.ten Juni, wo der Vater allerdings in letzter Sekunde einen Stein auf den Kopf des Mannes wirft und dieser zu Boden fällt.

VATER: „Clinton! Clinton! Geht es dir gut?"
CLINTON: „Papa! O mein Gott, ja, es geht mir gut! Doch woher wusstest du, dass dies passieren wird?“
VATER: „Das ist jetzt nicht wichtig, komm her mein Junge!“
Sie umarmen sich und die Polizei trifft ein.

Text 2

Lara Bierbaum, 8.2

Die Bedeutung von Berlin

Berlin, eine Stadt von vielen die man einmal gesehen haben sollte, denken sich die zahlreichen Touristen Jahr für Jahr. Für weitere ist diese Stadt eine Heimat in der sie geboren sind. Andere sehen ein Zufluchtsort in Berlin, von dem sie vielleicht nie gedacht hätten, dass sie ihn jemals zu Gesicht bekämen. Berlin wurde bereits als Schauplatz für die unterschiedlichsten Filme benutzt und auch Autoren finden gefallen an dieser belebten Stadt. Aber Berlin lässt sich nicht in einem Buch zusammenfassen, denn kein noch so langer Roman könnte Berlin gerecht werden, da man Deutschlands Hauptstadt nicht mit Worten definieren kann. Auch ein herkömmlicher Stadtplan oder von Berlin inspirierte Bilder, könnten nicht ausdrücken, wer oder was Berlin ausmacht. Denn die Menschen, ob sie hier geboren
sind, geflüchtet oder ihren Urlaub hier verbringen, sie alle machen Berlin zu einem bunten und verrückten Ort. Sie machen Berlin lebendig und interessant. Gäbe es diese unterschiedlichen Menschen nicht, wäre die Stadt eine von vielen und unterschiede sich nicht von den anderen Städten.

Die Jury verlieh Lara für ihren Text den 1.Preis der 7. und 8. Klassen.

Text 3

Viktoria Habermann, 9.2

Lebendig

Emmas Kopf tat weh. Wo war sie? Und wie lange lag sie schon hier? Langsam richtete sie sich auf und sah sich um. Etwa zehn Meter links von ihr stand ein Ortsschild mit der Aufschrift „Berlin-Tiergarten". Es steckte schräg in der Erde und das Blech war zerbeult. Sie hockte mitten auf einem Weg, der links und rechts von Bäumen geschmückt war. Dahinter folgten weitere Bäume, Büsche, Wiesen und Wege. Allerdings war das Meiste nicht mehr an seinem vorhergesehenen Platz. Die Bäume waren entwurzelt und die Büsche hatten all ihre Blätter verloren. Ein Baum war auf den Weg vor ihr gefallen und hatte ein riesiges Loch in den Beton geschlagen. Vor Schmerz aufkeuchend stand Emma auf und fasste sich mit Zeige- und Mittelfinger an den Hinterkopf. Sie zuckte zurück, als sie etwas feuchtes berührte und sah ihre Hand an. Es war Blut. Wahrscheinlich war sie gestürzt, auf den Kopf gefallen und bewusstlos geworden. Das Smartphone war zum Glück noch in ihrer Hosentasche. Sie holte es heraus und warf einen Blick darauf. Das Datum zeigte den 14.07.2517. Das Letzte, an das sie sich erinnern konnte, war der furchtbare Sturm, durch den sie am vorherigen Abend gerannt war, auf dem Weg nach Hause. Ihr kamen wieder die schreienden Menschen in den Sinn, die in die Gebäude geflüchtet waren und die unzähligen Ampeln, Zäune und Bäume, die aus ihrer Verankerung gerissen worden waren. Emma wählte die Nummer ihrer Mutter und hielt sich das Handy ans Ohr. Sie seufzte und legte auf, als die Mailbox eingeschaltet wurde.

Zur selben Zeit versuchten die Zwillinge ihre Orientierung wiederzufinden. Die beiden hatten sich während des Sturms in einem Bürogebäude versteckt und dort die Nacht hindurch verharrt. Als die Luft nun wieder klarer wurde und das Gewitter geendet hatte, sahen sie sich erleichtert an und traten hinaus auf die Straße. Alles war von seinen Füßen gerissen, Autos waren abgerutscht. Plötzlich schrie der erste Zwilling auf und deutete in eine Richtung. Sein Bruder folgte seinem Blick und erstarrte ebenfalls. Ein Haufen von zehn bis fünfzehn Müllsäcken war an einer Hauswand aufgetürmt und aus seiner Mitte ragte

ein lebloser Körper.

„Wir müssen der Person helfen!" - „Ich glaube, dafür ist es zuspät." Dicht aneinander gedrängt liefen sie weiter, weg von der Leiche.

Auch die Zwillinge versuchten zu telefonieren, doch weder ihre Eltern,noch die Polizei nahm ab. Erst bei ihrer Freundin Emma hatten sie Glück.

„Emma!Geht es dir gut?" „Mir schon, wie geht es euch? Ist einer verletzt?" „Nein, alles in Ordnung. Bis auf die Leiche, die wir entdeckt haben." Es folgte eine Stille am anderen Ende der Leitung.

„Hallo?"„Jungs! Was ist, wenn es jemanden aus unseren Familien erwischt hat? Meine Mutter ist nicht rangegangen als ich angerufen habe, genau wie mein Bruder und Isabell. Was ist, wenn-" Ein Schluchzen unterbrach sie.

„Hey.Ganz ruhig, alles ist gut. Wo bist du? Wir kommen so schnell wie möglich zu dir, und dann bringen wir dich nach Hause. Vielleicht sind die Handys von deiner Familie einfach verloren oder kaputtgegangen." „Denkt ihr das wirklich? Habt ihr etwa noch niemanden außer mir angerufen?" „Doch, nat-" „Und hat jemand abgehoben? Und wenn nein, denkt ihr wirklich, dass jeder Einzelne sein Smartphone verloren hat? Da seht ihr's. Und ach ja, ich bin im Tiergarten." Emma legte ohne ein weiteres Wort auf.

Währenddessen atmeten noch fünf weitere Jugendliche auf, da sie den Sturm überlebt hatten. Sie alle kannten die drei. Sie alle befanden sich in Berlin.Sie alle versuchten früher oder später ihre Eltern, Geschwister oder die Polizei anzurufen, doch niemand hatte Glück dabei. Sie alle sahen Leichen und zerstörte Überreste des Unwetters. Sie alle hatten Angst. Aber es gab eine Sache, die keiner von ihnen ahnte:Diese Acht waren die letzten Überlebenden.

Nachdem sich die Jungs zwei Fahrräder geschnappt hatten, die sich in einem Hinterhof befunden und den Sturm bis auf Weiteres gut überstanden hatten, machten sie sich auf den Weg zu Emma. Doch während der Fahrt klingelte das Handy des Einen. Er war so überrascht, dass er den Lenker herum riss und in das Fahrrad seines Bruders krachte, sodass beide umfielen. Hektisch griff Zwilling Eins nach seinem Telefon und strich mit seinem Finger über das Display, als er sah, dass sein Freund und Mitschüler anrief.

„Noah?Oh mein Gott, du lebst! Wo bist du?" Noah gab nichts als ein Keuchen von sich.

„Hey,was ist los? Kannst du uns sagen, wo du bist?"

„Sch...Schu...le.", kam die erschöpfte Antwort.

„Wenn wir uns beeilen, sind wir in zehn Minuten bei dir", sagte er und legte auf. Und zu seinem Bruder, der ihn fragend ansah: „Es gibt eine kleine Planänderung."

Etwa eine Stunde später kamen die Zwillinge beim Tiergarten an, Noah auf einem Fahrrad vor sich herschiebend. Während dieser Stunde hatte Emma drei ihrer Mitschüler und ihren Nachbarn Leon ausfindig gemacht und sie alle befanden sich nun hier im Park, auf einer kleinen Wiese nahe der Sportplätze. Emma rannte auf Noah zu und half den Brüdern, ihn auf das weiche Gras zu legen. Dann sah sie sich seine Verletzung an: Noah war im Sturm in einem einstürzenden Gebäude in der Nähe ihrer Schule begraben gewesen und hatte sich nicht selbst befreien können. Sein rechtes Bein war seltsam verdreht und deutete auf einen Bruch hin, sonst hatte er noch blutige Schrammen und Aufschürfungen am ganzen Körper. Inzwischen war er bewusstlos geworden. Während Emma die schlimmsten Wunden mit Stoffstreifen, die sie von ihrem Tshirt abriss, verband, bastelten die anderen aus einem dicken Ast und Stoff eine provisorische Schiene für das Bein.

Sie waren fertig und Noah wachte auf, zum Glück. Die Acht teilten sich in zwei Gruppen auf: Die Zwillinge würden zusammen mit zwei anderen Jungen aus ihrer Klasse bei Noah bleiben und versuchen,

noch mehr Menschen zu erreichen. Währenddessen würden Emma, Leon und David auf den Fernsehturm – der übrigens keine Funktion mehr hatte,sondern nur noch als Attraktion diente – steigen, um sich einen Überblick von Berlin zu verschaffen. Die Idee hatte David gehabt und Leon kam mit, weil er sich mit dem Kurzschließen von Autos auskannte.

Als er es also wirklich geschafft hatte, den Motor eines grauen Golfs zustarten, fuhren die drei Jugendlichen in Richtung Fernsehturm. Und während ihrer Fahrt wurde ihnen das komplette Ausmaß des Sturms erst bewusst. Sie brauchten viel länger, da fast die komplette Straße nicht zu befahren war. Der Asphalt war aufgesprungen, alle zehn bis zwanzig Meter lag ein umgestürzter Baum im Weg und ein Verkehrsunfall folgte dem nächsten, da Autos ineinander, gegen Straßenlaternen, in Bäume oder gegen Litfaßsäulen gefahren und geschleudert worden waren. Am Anfang ihrer Fahrt hielten sie noch jedes Mal an, wenn sie ein verunglücktes Auto und eine oder mehrere reglose,blutende Personen darin sahen. Doch die Hoffnung, ihnen helfen zu können, wurde jedes Mal aufs neue zunichte gemacht, wenn sie Türen des Wagens öffneten und sahen, dass die Verletzungen viel schlimmer waren als aus der Ferne gedacht und dass all die Menschen tot waren.

Nachdem sie bei bestimmt zehn verschiedenen Unfallorten umsonst anhielten,war Emma mit den Nerven am Ende, kauerte sich auf der Rückbank in ihren Sitz und starrte zwischen ihren Beinen auf den Boden. Sie versuchte, sich komplett auf ihre Schmerzen am Hinterkopf zu konzentrieren, um die schlimmen Bilder der Leichen aus ihrem Kopf zu verbannen. Auch die Jungen waren verstört und zitterten, weshalb Leon nicht mehr anhielt.

Nach zwei Kilometern Fahrt bemerkten sie die künstlich erzeugten, höllenhundähnlichen Geschöpfe, die seit einem fehlgeschlagenen Forschungsprojekt im Jahr 2499 in der Stadt herumtrieben und immer mehr wurden. Sie sahen schrecklich aus mit ihrer eingefallenen,ledrigen, schwarzen Haut und ihren Augen, die tief in den Augenhöhlen saßen, und sie krochen aus ihren Verstecken heraus, um sich an dem Fleisch der Menschenleichen zu bedienen. David beugte sich über Leon und hupte, was die Kreaturen aufscheuchte, aber lange würden sie nicht wegbleiben. Emma hatte die Arme um ihren Körper geschlungen und summte eine Melodie vor sich hin.

Eine Viertelstunde später erblickten sie den Fernsehturm und trauten ihren Augen nicht. Der Fernsehturm war eingestürzt. Zerstört, total vernichtet. Abgebrochen wie ein Zahnstocher.

Sie hielten den Wagen an und stiegen aus. Sahen sich an.

„Und jetzt?" „Wir fahren wieder zurück zu den Anderen und brechen auf dem Weg am Besten noch in einen Supermarkt ein."

„Können wir zu mir nach Hause fahren? Ich muss wissen, ob es meinen Eltern gut geht", meldete sich Emma plötzlich zu Wort.

„Emma, denkst... denkst du wirklich, dass deine Familie überlebt hat, nach allem, was wir während der Fahrt gesehen haben?", fragte David besorgt.

„Ja."

Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der alle versuchten, nicht auf die abgerutschten Autos zu achten, kamen sie bei Emmas Haus an. Man sah sofort, dass es fast komplett eingestürzt war, wie auch die Häuser daneben. Emma stieg, gefolgt von ihren Freunden, aus und sie teilten sich auf. Emma öffnete ihre Haustür, die schief in den Angeln hing,und Leon öffnete seine Tür zwei Häuser weiter. David wartete, an den Golf gelehnt.

Ungefähr fünf Minuten später tauchte Leon wieder auf, lief an David vorbei und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf den Beifahrersitz. David setzte sich auch wieder ins Auto und wusste nicht, was er sagen sollte.

Die Zeit verging, Leon hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen geschlossen, während David ungeduldig auf das vom Sturm zerstörte Haus starrte. Als Emma nach einer knappen halben Stunde immer noch nicht aufgetaucht war, stieg er aus und lief entschlossen in ihre Richtung.

Im Haus war alles von den Wänden gerissen, Schränke waren umgekippt und Fenster zertrümmert. Im Wohnzimmer lagen ein Mann und eine Frau tot auf dem Boden, ziemlich sicher waren das Emmas Eltern. Der Mann hatte schützend seinen Arm um die Frau gelegt und sie an sich gezogen.

David drehte sich um und blickte auf. Dann erstarrte er.

Erst sah er den umgestoßenen Stuhl, dann ihre Beine und ihren Körper,der schlaff herunterbaumelte. Dann sah er Emmas Kopf, der in einer Schlinge hing.

Text 4

Maria Wesemann, 9.2

Berlin

Ohne Worte drückte ich ihm die Waffe in die Hand. ,,Nimm sie. Du kannst sie besser gebrauchen als ich." Er nickte. ,,Danke, Kleine." Sein pechschwarzes Haar fiel ihm ins Gesicht, bedeckte seine leuchtend violetten Augen. Schon immer habe ich ihn bewundert. Er war groß, stark, durchsetzungsfähig ... Eben genau das, was man im Leben brauchte. Nach vorne blickend klopfte ich mir den Staub von meiner weiten, dunkelgrünen Hose., wobei mir mein gewelltes, haselnussbraunes Haar über die Schultern fiel. Ich grinste. Der Anblick vor mir öffnete sich wie ein schon lang geschlossenes Fenster. Das Brandenburger Tor, unversehrt, inmitten von Trümmern, Asche und Toten. Hellgraue Wolken verdeckten den dunkelgrauen Himmel, kein einziger Sonnenschein war zu sehen. Die Quadriga, in ihrem leuchtendem Grün, stand friedlich auf dem farblosen Tor. Xaver steckte sich die Pistole in seinen Hosenbund und ging ein paar Schritte nach vorne.

Nachdem ich die staubige Luft eingeatmet hatte, folgte ich ihm. Keine Menschenseele war auf der Straße zu sehen, nur die Leichen lagen friedlich da, schauten mit leeren Augen zum Himmel hoch. ,,Na komm schon, Kleine. So besonders ist das Ganze nun auch wieder nicht, dass du bei jedem Schritt stehen bleiben musst. Nimm dir einen Fuß mit, wenn du willst und dann gehen wir.", abwartend sah er mich an. ,,Butterblume. Starr mich nicht so an. Wir müssen weiter, weil wir keine Ahnung haben, wie spät es ist.", ein kleines Grinsen schlich sich auf seine Lippen als er bemerkte, wie glücklich ich wurde.

,,Hast du eine Nadel? Messer? Fäden?", schnell schloss ich den Abstand zwischen uns und hüpfte aufgeregt auf der Stelle herum, während er lachend in seinen Hosentaschen nach einem Messer suchte. Als er es gefunden hatte, legte er es, inklusive Nadel und Faden, in meine kleinen Hände. Ich rannte zu einem kleinen Kind, es lag leblos auf dem Boden. Große, grausame Verbrennungen verzierten seinen Körper. Mein Blutdurst stieg augenblicklich. Ich schob ihm seine kleinen Lider auf, mit der Absicht, sein leeres, glasiges Kinderauge zu entnehmen. Schauriges wurde ihm angetan. Und es konnte noch nicht einmal etwas dafür. ,,Ein Auge? Was willst du denn damit anfangen?", fragte mich Xaver, inzwischen hatte er sich neben mich gestellt. ,,Hey. Frag nicht. Du bist schließlich derjenige, der einfach so eine Nähnadel in seiner Hosentasche hat. Würde mich nicht wundern, verstauest du darin noch einen Schuh oder einen hüpfenden Plastikfrosch, geschweige denn der Nofre-Tete. Also wieso nicht gleich ein Auge?", gut gelaunt fuhr ich mit meiner Beschäftigung fort.

,,Was für eine Zufall. Alles vorhanden. Außer der Nofre-Tete natürlich. Aber die bekomme ich auch noch!", erwiderte er, während er mir zärtlich eine Butterblume ins Haar steckte. Ich schüttelte nur den Kopf. ,,Du bist unmöglich. Aber da wir schon dabei sind - hast du eine Gabel, die du mir borgen könntest? Mit dem Messer kann man das Auge nicht so gut aufspießen."
,,Natürlich, Butterblümchen. Für dich doch alles", sagte er freundlich, während ich vorsichtig die Gabel in die Hand nahm, die er mir reichte.

*

Genervt legte ich die beschriebenen Seiten weg. Ich schrieb nicht zu Ende, wie sie dem Kind die Augenlider zunähte. Ich schrieb nicht zu Ende, wie die beiden durch ganz Berlin liefen, das durch die Terroranschläge abgebrannt und zerstört wurde. Schrieb nicht zu Ende.
Ich legte den Stift bei Seite. Legte den Kopf auf den Tisch. Machte die Augen zu. Und dachte nach. Bis zum 31. März hatte ich Zeit, einen Text über Berlin zu schreiben und ich schaffte es nicht. Schon vier Ansätze hatte ich weggeworfen. Den fünften würde ich nicht so weiterschreiben, das wusste ich jetzt schon. Berlin. Was für einen Bezug zu Berlin muss die Geschichte haben? Was für einen Bezug zu Berlin muss ich haben? Seufzend hob ich den Kopf und sah aus dem Fenster. Es war dunkel, nur der Mond schien hell über der Stadt. Keine Sterne. Berlin. Was für eine Vielfältige Stadt. Und nie hatte ich etwas mit ihr zu tun. Ich wohnte in ihr. Und weiter? Nie hatte ich mir Gedanken gemacht und jetzt musste ich über sie schreiben.

Also beschloss ich, über mein Leben zu schreiben.

Ich war zehn Jahre alt, als ich dieses Mal ins Auto stieg. Acht Stunden Fahrt. Ich zappelte aufgeregt auf dem Sitz aus Stoff herum. Das Ziel: Berlin.
Warme Sonnenstrahlen Küssten mein Gesicht, als ich aus dem dunkelblauen Fahrzeug stieg. Alles war anders. Meine Eltern gingen vor, meine Schwester und ich folgten ihnen. Geduldig suchten sie den neuen Schlüssel in ihren Taschen, bevor sie die Eingangstür öffneten und wir drei Stockwerke nach oben stiegen.

Ich vermisste sie. Ich vermisste alles. Meine Heimat, meine Freunde, meine alte Schule ...
Doch ich hatte es überlebt. Die Nacht nach dem Umzug von München nach Berlin. Zwei Wochen später kam ich in die sechste Klasse, Grundschule. Die erste Zeit kam ich mir unglaublich albern vor. Ein Jahr Grundschule. Nach einem Jahr Gymnasium.
Einige Zeit später fing ich an, regelmäßig zu weinen. Abends, vor dem Schlafengehen, in meinem Bett. Mein Vater schob es auf den Umzug, auf das Heimweh. Ich glaubte ihm.
Inzwischen war ich schon zwölf Jahre alt, siebte Klasse, Gottfried-Keller-Gymnasium. Ich suchte mir zwei gute Freundinnen, bei denen ich erst nach langer zeit bemerkte, dass es sogar beste Freundinnen waren. Ich hatte viele Freunde. Doch dann wurde mir bewusst, wie aus so vielen Freunden so wenige wurden, wenn man nur die wirklich guten herauspickte. Aber immerhin waren es welche. Mehr als genug. Und ich war glücklich. Ich hatte aufgehört zu weinen.

Ein Jahr später, achte Klasse. Ich fühlte mich unglaublich wohl, sowohl in der Klasse als auch in der schule. Das Gymnasium wurde schon bald mein persönliches Hogwarts. Mein Zuhause. Und ich war unglaublich stolz darauf.

Nach einiger Zeit fing ich wieder an zu weinen. Ließ mir jeden Tag nach der Schule Zeit, zu der Wohnung zu laufen, in der ich wohnte. Ich fürchtete mich vor meinem Zimmer, an dessen Fenstern türkisfarbene Samtvorhänge hingen, cirka 25 Quadratmeter gros war, also viel zu groß für mein einzelnes Dasein, mein Zimmer hatte außerdem ein grauenvolles Licht, dass wenn man es anschaltete, ich Bauchschmerzen bekam, als hätte ich Verstopfungen. Ich fürchtete mich vor meinen Eltern, die mich jeden Tag fragten, wie es in der Schule gewesen sei, woraufhin die Antwort immer ,,Gut" lautete, und sie sich jedes Mal darüber aufregten, dass ich nicht mehr erzählte. Aber es war okay. Jeder Tag in der Schule war vergleichbar mit jedem anderen Tag in der Schule. Und jeder davon war nicht besser zu beschreiben als mit ,,Gut". Es waren nur drei Buchstaben. Und doch war es erstaunlich, was diese drei Buchstaben ausmache konnten.

Wovor meine Furcht jedoch größer war als vor dem Nachhausegehen, war das Wochenende. Es gab nichts Schlimmeres als ein Wochenende in der Wohnung in der ich wohnte, mit meiner Familie, das anfing mit dem Aufwachen in meinem hohen Hochbett aus hölzernem Holz, meine Hände und Füße

schwitzten widerlich unter meiner rosafarbenen Bettdecke, auf der die Disney-Prinzessinen abgebildet waren, und doch war mir kalt. Mein restliches großes Zimmer war hell, die Sonne schien stark durch die immer zugezogenen Samtvorhänge, schien stark durch mein ovalförmiges Fenster, das ein paar Meter neben den Fenstern, dir durch türkisfarbene Samtvorhänge verdeckt wurden, war, in einer weißen Wand, neben meinem hölzernen Schreibtisch aus Holz. Doch diese zwei Tage, die aus Samstag und Sonntag bestanden, überlebte ich jede Woche, nur um das nächste aus Samstag und Sonntag bestehende Wochenende zu überleben.

Und dann kam die neunte Klasse. Ich wollte unbedingt gut in der Schule sein. Immer die besten Noten schreiben. Doch schon nach zwei Wochen sah ich keinen sinn mehr darin. Meine Leistungen, sowohl Schulnoten verschlechterten sich Tag zu Tag. Ich meldete mich selten. Zu selten. Auch im schriftlichen Bereich versagte ich immer mehr. Nur in Spanisch gab ich noch nicht auf. Noch nicht.

Und eines Tages kam ich zu dem Schluss, dass Köpfe äußerst merkwürdig waren. Aber nicht das gute Merkwürdig, nein. Ich meinte das schlechte Merkwürdig. Seit dem fühlte ich mich komisch. Ausgegrenzt. Nicht dazupassend. Wieso? Naja, ich hatte einen Kopf. Und Köpfe waren komisch. Also war ich es auch. Seit dem sah ich immer mehr Dinge, die für andere vielleicht unsichtbar waren. Unbegreiflich. Unvorstellbar. Ich hielt mich immer mehr aus Gesprächen heraus, denn die Leute, mit denen ich redete — sie verstanden mich nicht. Es war als ob ich sehen konnte, nach ewiger Blindheit. Ich sah Wahrheiten, die nur ich verstand — meine Wahrheiten. In der Schule empfanden mich einige Leute als komisch. Verrückt. Seltsam. Manche davon ärgert mich sogar manchmal, indem sie Dinge sagten, mit denen ich mich nicht zurechtfinden konnte. Manchmal weinte ich deshalb. Sie wussten nicht, was sie mit wenigen Worten alles kaputtmachen konnten. Sie verstanden es nicht. Sie fanden es witzig. Und es wurde immer schlimmer. Ich redete mir dauernd Dinge ein, um das, was ich empfand, was ich sah, wieder rückgängig zu machen. Doch war es ein Mal da, blieb es für immer. Ich weinte immer öfter. Schnitt mir die Haare ab, wenn ich traurig war. Und nun sitze ich hier, mit Tränen in den Augen, schreibe diesen Text. Berlin. Vielleicht habe ich das Thema verfehlt. Doch es täte mir nicht leid, denn es ist meine persönliche Auffassung von Berlin. Wie sonst hätte ich es besser machen können? Es ist nichts weiter als ein Ort, an dem so vieles gleichzeitig passiert. Und manchmal frage ich mich, wieso ich denn überhaupt hier bin. Ist unser Schicksal in ein Buch geschrieben, alles schon vorher bestimmt, was wir tun? Fühlen? Denken? Können wir entscheiden, was passiert? Oder glauben wir nur, dass wir entscheiden können, was passiert? Wie verliefe mein Leben, wenn ich damals nicht nach Berlin gegangen wäre?

Text 5

Malin Heng, 10.1

Mein Anfang in Berlin

2028

Ich hatte nicht gedacht, dass ich mein Tagebuch je wiedersehen würde. Ich hatte es seit Jahren nicht mehr angeschaut oder darin geschrieben. Ich habe dieses Tagebuch in einem meiner Umzugskartons gefunden. Das Tagebuch zu sehen, erinnert mich an meine traurige Kindheit. Ich wurde in einem Kinderheim untergebracht, als ich 10 Jahre alt war. Es war sehr schlimm für mich. Zu wissen, dass die eigenen Eltern einen nicht lieben. Es hat mir sehr wehgetan und lange gedauert, bis ich es überwinden konnte. Zum Glück hatte ich Hilfe.
Ich halte das Buch lange in der Hand, ehe ich mich traue, einen Blick hinein zu werfen.

Tagebuch: Juli 2013, Geburtstag

Noch nie in meinem Leben habe ich einen Geburtstag gefeiert. Es gibt Kuchen, leckeres Essen; man wird beschenkt. Es gibt viele Geschenke. Einem wird „Alles Gute“ gewünscht. Es gibt Kerzen zum Auspusten. Es gibt jede Menge Leute, die mit einem feiern. Aber die, mit denen man zusammen feiern möchte, sind nicht da. Fünfter Juli, der Tag, an dem ich geboren wurde. Es ist ein freudiger Tag. Der schönste Tag im ganzen Jahr. Ein Tag, den man feiern muss. Wenn ich zurückkomme, werde ich den Tag mit ihnen feiern. Doch heute gebe ich mich zufrieden, nur mit Fremden zu feiern.
Ich frage mich, warum sie meinen Geburtstag nie gefeiert haben. Ich suche mehrere, passende Antworten, aber es gibt nichts Vernünftiges. Außer, dass sie diesen Tag nicht als freudigen Tag, als schönsten Tag bezeichnen. Dass sie sich nicht auf ... meine Geburt gefreut haben. Dass sie mich nicht wollten. Aber das kann nicht sein, oder? Sie lieben mich, sie lieben mich. Sie müssen mich lieben. Ich bin ihre Tochter. Oder? Bitte sagt es mir! Bitte kommt!

Als ich meinen ersten Eintrag lese, habe ich einen Kloß im Hals. Ich habe immer noch das traurige Mädchen vor Augen, das ich war. Wie schrecklich! Bis heute weiß ich nicht, warum man einem so kleinen, verletzlichen Mädchen so etwas antun kann. Mit zittrigen Fingern blättere ich die Seite um und beginne meinen zweiten Eintrag zu lesen. Ich blättere die Seite um. Seitenlang habe ich nur über meine Eltern geschrieben, wie sehr ich sie vermisse und wann sie endlich kommen und mich abholen. Nach zwanzig Seiten habe ich nicht mehr über meine Eltern geschrieben. Ich habe angefangen, über meine Erlebnisse in Berlin zu schreiben. Das erste, was ich beschrieb, war mein erster Schultag.

Tagebuch: September 2013, erster Schultag

Es überrascht mich ein bisschen, dass die Schüler hier keine Uniform tragen müssen. Für mich ist es ungewöhnlich, Lehrer und Schüler Jeans und T-Shirts tragen zu sehen. In Thailand trage ich normalerweise in der Schule ein weißes Hemd und dazu einen blauen Rock. Ich bevorzuge meine Uniform. Meine Mutter hat immer nachts für mich meine Uniform gebügelt und aufgehängt, damit ich sie morgens gleich anziehen kann.

Tagebuch: Oktober 2013, Halloween

Ich mag Halloween, nicht wegen der Süßigkeiten, die man sammeln kann, sondern weil ich eine Maske tragen kann, nicht ich selbst sein muss. Mich offiziell vor der Realität verstecken kann.

Tagebuch: November 2013, Schnee

Zum ersten Mal habe ich Schnee gesehen. Es ist wunderschön. Viele weiße Punkte fallen vom Himmel herunter. Es ist für mich unvorstellbar, wie so etwas passieren kann. Ich war wie verzaubert. Noch nie in meinem Leben habe ich gedacht, ich könnte sehen, wie es schneit, geschweige denn Schnee anzufassen. Aber alles hat zwei Seiten. Ich habe auch die hässliche Seite vom Schnee entdeckt: Kälte. Und Ich hasse die Kälte.

Tagebuch: Dezember 2013, Weihnachten

Ich liebe Weihnachten! Obwohl ich keine Christen bin, liebe ich es. Besonders mag ich Adventskalender. Man sitzt zusammen und spielt etwas gemeinsam, wie eine Familie, obwohl wir es nicht sind. Es spendet mir etwas Trost zu wissen, dass es hier jemanden gibt, der sich um mich kümmert, und es Menschen um mich herum gibt. Wenigstens bin ich nicht alleine. Ich fühle mich trotzdem alleine.
Außerdem bekommt man Geschenke, viele Geschenke. Es wurde gesagt, wenn wir unsere Wünsche auf einen Wunschzettel schreiben, wird der Weihnachtsmann sie erfüllen.

Ich habe auch Geschenke bekommen. Mehr, als ich es mir im Leben vorstellen kann. Doch alles, was ich mir wirklich wünsche, habe ich nicht bekommen. Wüsste ich doch, dass man solche Geschichten nicht wirklich glauben darf. In Wirklichkeit gibt es den Weihnachtsmann nicht.

Tagebuch: Dezember 2013, Silvester

Das Jahr geht zu Ende, ich hoffe, ihr kommt bald! Ich freue mich auf unser Wiedersehen. Ich habe euch viel zu erzählen.

Tagebuch: April 2014, Ostern

Ostern ist ein neues Fest, das ich kennengelernt habe. Es ist sehr witzig. Man muss die Ostereier suchen, die irgendwo versteckt wurden. Ich bin gut im Suchen, ich habe sogar drei Körbe voller Schokoladeneier gefunden, aber leider bekommt jeder nur einen Korb. Schade, ich hätte sonst drei Körbe!

Tagebuch: Januar 2015

Ein weiteres Jahr ist vergangen! Langsam mache ich mir Sorgen um euch. Aber macht ihr euch keine Sorgen, ich bin sehr brav und halte mich an alle Regeln.

Tagebuch: August 2015

Ich bin verreist! Es hat wirklich sehr Spaß gemacht. Wir waren am Meer. Ich habe das Wasser schon probiert, es ist wirklich so salzig, wie alle gesagt haben. Ich habe gehofft, dass wir irgendwann auch solche Reisen machen. Denn mit euch würde es bestimmt noch mehr Spaß machen.

Tagebuch: 2016

Es ist jetzt das dritte Jahr hier in Berlin. Wie lange noch?

Tagebuch: 2017

Ich hasse euch!!! Das ist schon das vierte Jahr ohne euch.

Klopf, Klopf. „Hey.“
Ich schrecke hoch und sehe, dass Philipp an der Tür steht und mich besorgt ansieht. Erst jetzt merke ich, dass ich geweint habe. Er geht zu mir, kniet sich hin und legt mein Tagebuch beiseite. Nimmt meinen Kopf zwischen seine Hände und wischt mir die Tränen ab.
„Du weinst, Liebling.“
„Tut mir leid! Es ist bestimmt wegen der Schwangerschaft.“ Ich hatte noch nie vor ihm geweint, auch nicht, wenn wir über meine Vergangenheit sprachen.
Er schnaubt und sieht mein Tagebuch lang böse an, als wäre alles seine Schuld. Dann wendet sich wieder mir zu.

„Ich möchte nicht, dass du deswegen weinst.“
„Okay.“
„Liebste, sieh mich an.“ Er legt zwei Finger an mein Kinn und bringt mich so dazu, ihn anzusehen.
„Auch wenn du mich jetzt vielleicht für einen Egoisten hältst, möchte ich ehrlich sein und dir sagen, dass ich eigentlich froh bin, dass deine Eltern dich im Stich gelassen und hierher gebracht haben. Denn sonst hätte ich dich nicht kennengelernt. Und das wäre das Schlimmste, was mir je passiert ist. All diese schlimmen Dinge, die dir passiert sind, all diese Erfahrungen, die du gemacht hast, haben dich zu der Frau gemacht, die du heute bist: eine erfolgreiche, starke und unabhängige Frau.“ Philipp nimmt meine Hände in seine beiden Hände und sieht mich an. „Sie haben dich zu der Frau gemacht, die ich über alles liebe.“
Es entsteht eine lange Pause. Und mir kommen wieder die Tränen, doch Philipp wischt sie ab.
„Vielleicht sollte ich ihnen einen Dankesschönbrief schreiben“, sage ich halb belustigt und halb ernst. Philipp wird wieder ernst. „Also.“
„Also?“
„Sei bitte nicht mehr traurig darüber. Du weißt, ich kann es nicht ertragen, wenn du so traurig bist.“
Ich wische meine Tränen ab und lächle Philipp an. „Nein, bin ich nicht. Nicht mehr.“
„Versprochen?“
„Versprochen.“
„Okay. Jetzt lasse ich dich in Ruhe.“ Philipp weiß, dass ich allein sein möchte, wenn ich traurig bin. Das hat er immer respektiert, obwohl er nicht viel davon hält.
„Philipp, warte! Erinnerst du dich noch, was ich dir geantwortet habe, als du mich gefragt hast, warum ich Autorin werden möchte?“
„Ja,“ sagt er langsam. „Du hast gesagt, du möchtest selbst eine Welt erschaffen, die voller Frieden ist und in der die Menschen ein glückliches Leben führen.“
„Was ich dir sagen möchte, ist, dass du mir dieses glückliche Leben gegeben hast. Ich brauche keine glücklichen Geschichten mehr, die mich trösten, denn ich habe dich. Danke!“
Philipp lächelt schwach. Bevor er das Zimmer verlässt, küsst er mich auf die Stirn und murmelt ein „Ich liebe dich“.

Nachdem Philipp gegangen ist, habe ich viel Zeit zum Nachdenken. Ich bin mir vorher nie bewusstgeworden, wie tief ich verletzt worden bin, aber ich weiß, dass durch Philipp meine Wunde verheilen. Doch solche Verletzungen hinterlassen eine große Narbe. Und die tut trotzdem verdammt weh.

Ich habe es noch nie auf diese Weise betrachtet, aber Philipp hat Recht, er hat mit all dem Recht gehabt. Wenn meine Eltern mich nicht hierhergebracht hätten, wäre ich Philipp nie begegnet. Ich habe einen wunderbaren, fürsorglichen Ehemann, den ich über alles liebe. Außerdem erwarten wir ein Kind. Ich bin jetzt glücklich, sehr glücklich sogar. Nur das allein zählt, dass ich glücklich bin. Und deshalb denke ich, dass es ein gutes Ende gefunden hat, das meine Eltern mich weggegeben haben.

Ich werde einen Abschiedsbrief an meine Eltern schreiben, denn ich möchte nicht mehr meine Vergangenheit verdrängen, sondern ich möchte mich verabschieden. Und ich glaube, ich brauche diesen Schlussstrich.
Ich möchte nicht mehr daran denken, wie schlimm mein Anfang in Berlin war, ich möchte denken, wie es schön sein wird, eine Tochter zu haben, eine glückliche Zukunft vor mir zu haben. Ich bestimme selbst mein Glück.

Liebe Mutter, Lieber Vater,

ich weiß nicht, ob ihr wisst, dass es mich noch gibt. Falls nicht, ich bin eure Tochter. Ich schreibe euch diesen Brief, um meine Vergangenheit abzuschließen. Ich möchte euch wissen lassen, wie sehr ihr mich verletzt habt. Ich war furchtbar traurig und bin tief verletzt worden von den Menschen, die ich so sehr

liebte. Ich war am Boden zerstört, als ihr mich im Stich gelassen habt. Jeden Tag und jede Nacht habe ich nach euch geweint. Ich habe euch so sehr vermisst. Aber mit den Jahren verwandelte sich dieses Gefühl in Hass und Abscheu. Ich habe euch so sehr gehasst. Ich habe mich auch gefragt, ob man jemanden gleichzeitig lieben und hassen kann. Aber ich tue es. Ich hasse euch dafür, dass ihr mich in einer fremden Welt alleine gelassen habt, und dafür, dass ich euch trotzdem liebhabe, weil ihr eben meine Eltern seid.

Auch nach mehreren Jahren habe ich noch gewartet, gehofft, dass ihr kommen würdet. Ich sagte mir, dass wenn ich daran fest genug glaube, es passieren würde. Und daher schrieb ich ein Tagebuch in der Hoffnung, dass ich euch, wenn ihr kommt, zeigen kann, was ich in Berlin erlebt habe. Aber all die Jahre habe ich mir nur etwas vorgemacht. Auch wenn ich mir Hoffnungen gemacht habe, weiß ich tief in meinem Herzen, dass ihr nie zurückkehren werdet. Das Warten, die Hoffnung und die Enttäuschung von Tag zu Tag, all das hat mich fast zerstört.

Nachdem ihr mich in dieser großen Stadt alleine gelassen habt, war ich vollkommen allein und auf mich gestellt. Ich war brav und habe immer das gemacht, was von mir erwartet wurde. Ich hatte Angst, ich könnte weitergereicht werden. Ich habe mich mit Büchern angefreundet, statt mit Menschen, aus Angst, ich könnte wieder verletzt werden, wenn ich jemand in meine Nähe lasse.
Aber dann begegnete ich Philipp. Er hat mir wieder Freude im Leben gegeben und mir geholfen, Wege ins Leben zurückzufinden, und mir seine fünf goldenen Regeln zum Leben erklärt. Er hat diese große, fremde Stadt zu meiner Heimat gemacht und nicht nur das. Er hat mir eine Familie gegeben, die ihr als meine eigentliche Familie mir versagt habt.

Ich bin eine erfolgreiche Schriftstellerin und habe jetzt eine glückliche Familie: einen fürsorglichen Ehemann und ich erwarte eine Tochter.
Ich werde auch Mutter, aber ich kann nicht wirklich nachempfinden, was in euch vorgeht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich meiner Tochter so etwas antun könnte. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um zu verhindern, dass meine Tochter so eine Kindheit haben wird, wie ich sie hatte.

Ich habe zwei Menschen, die ich über alles liebe, und die mich lieben. Und so schlimm meine Kindheit auch war, würde ich mein Leben nicht tauschen wollen. Denn diese beiden Menschen sind es mir wert, dass ich leiden musste. Und deshalb vergebe ich euch, dass ihr mich nicht geliebt habt. Weil mich das zu ihnen geführt hat. Aber ich werde es nicht vergessen.

Lebt wohl,
eure Tochter

2020

„Weißt du, du könntest auch ein bisschen lächeln. Du machst immer so ein Gesicht! Wie soll man mit dir befreundet sein wollen.“ Sagt der neue Junge und läuft neben mir her, als ob wir befreundet sind und er mir nicht gerade auf dem Keks geht.
Als Antwort gebe ich ihm meinen Todesblick, um ihm zu signalisieren, dass er mich in Ruhe lassen und sich verpissen soll. Daraufhin hebt er seine beiden Hände, so als wenn jemand mit einem Gewehr auf ihn zeigen würde.
„Ich sage ja nur!“
„Hast du niemanden außer mir, dem du auf den Keks gehen kannst?“
„Na, na, na! Warum bist du so schroff zu mir? Ich wollte dir nur Gesellschaft leisten.“
„Falls du es noch nicht bemerkt hast: Ich brauche deine Gesellschaft nicht.“
„Glaube ich nicht. Jeder Mensch braucht Gesellschaft.“
„Ich nicht.“
„Dann lebst du nicht richtig, vielleicht sollte ich es dir beibringen.“
Es bringt nichts, wenn ich ihm nochmal sage, er soll gehen, also beschließe ich ihn zu ignorieren.
„Also, ich habe fünf goldene Regeln für das Leben.“

„Wie bitte, was?“
„Du hast richtig gehört: die fünf goldenen Regeln.“
„Ach ja? Lass hören!“
„Erstens, Lebe, als wäre es dein letzter Tag.“
„Wow, sehr originell.“
„Zweitens: Lebe, bis du es nicht mehr kannst.“ Ich will etwas sagen, aber er fährt fort, ohne mich zu beachten.
„Drittens: Lebe, nicht nur um zu überleben. Viertens: Lebe, als gäbe es nichts Schöneres, und fünftens ...“
„Lass mich raten. Fünftens ist „Lebe, um anderen Gesellschaft zu leisten.“
„Netter Versuch. Aber nein. Fünftens ist: Lebe, als wäre es einfach.“
„Lebe, als wäre es einfach?
„Ja.“
„Verrückt!“ Weil es nicht einfach ist.
„Nicht wahr?“
Ich muss mich sehr anstrengen, nicht laut loszulachen. Vergeblich - als er anfängt zu lachen, lache ich laut mit.
„Geht doch! Ich heiße Philipp.“

Philipp. Ich wiederhole es nochmal im Kopf; zwar wusste ich, dass er der neue Junge ist, aber seinen Namen kannte ich nicht.
Philipp. Es ist das erste Mal, dass jemand mich zum Lachen gebracht hat seit meinem Anfang in Berlin.

Ende

„Unser Leben besteht aus Liebe, nicht mehr zu lieben, heißt nicht mehr zu leben.“
(George Sand)

Die Jury verlieh diesem Text von Malin Heng den 1.Preis der 9. und 10.Klassen.

Text 6

Malis Heng, 10.1

Der Zauber von Berlin

Freitag, 5. Juli 1938

Der letzte Tag in Berlin ...
Es ist kein schönes Gefühl, wenn alles plötzlich verändert wird. Die Veränderung kommt so schnell, und ich bin nicht vorbereitet auf das, was jetzt passieren wird. Mir bleibt kaum Zeit, um nachzudenken, ob es sich zum Guten oder Schlechten wendet ...

Ohne dass es bemerkt wird, verschwinden Menschen einer nach dem anderen, entweder sie fliehen zu einem anderen Ort oder werden gefangen genommen und zu einem anderen Ort geschickt. Was mit ihnen passiert, bleibt verborgen. Berlin, die Stadt, in der ich mich immer sicher fühlte, fängt sich an zu entfremden. Auch wie manche meine Verwandten fliehen wir nach Frankreich. Dort werden wir bei meinem Onkel mütterlicherseits wohnen. Ich werde nicht nur meine Stadt verlassen, sondern auch meine Freundin und viele Freunde, was mir sehr schwer fällt. An dem letzten Tag in Berlin verbringe ich den Tag mit meiner Freundin. Als es Abend wird, verabschiede ich mich von meiner Freundin und verspreche ihr, dass wir uns wieder sehen werden . . .

Mittwoch 15. Juli 1978

„Beeil dich, wir müssen in einer Stunde am Flughafen sein.“, sagt meine Mutter, während sie das Gepäck zum Taxi bringt.
„Wieso können wir nicht hierbleiben? Bitte, bitte, bitte!“, frage ich meine Mutter, in der Hoffnung, dass sie sich doch um entscheidet. Doch egal, wie sehr ich sie bitte, ist sie davon überzeugt, dass es uns guttun wird. Die ganzen Sommerferien lang in Berlin zu sein, ist voll öde. Manche Menschen machen Urlaub in Spanien oder Italien, wo es das Meer gibt und man coole Leute kennenlernen kann. Kann mein Leben noch deprimierender sein? Erst die Trennung und jetzt das auch noch. Vor zwei Wochen habe ich mich von meiner Freundin getrennt. Sie musste zu einem anderen Ort in Nordfrankreich umziehen, und ich halte nichts von Fernbeziehungen. Wieso sollten wir uns damit quälen, wenn wir doch wissen, dass es zu nichts führen wird.
„Pierre, wir haben es schon viele Male besprochen. Es ist die Heimat deines Opas und ich glaube, es wird dir gefallen, mit deinem Opa die Orte zu besuchen, wo er damals wohnte oder zur Schule ging.“, argumentiert meine Mutter. Damals mussten mein Opa und seine Eltern aus Berlin fliehen. Auch nach dem Kriegsende kehrte er nicht zurück, weil ihm der Gedanke, seine Stadt vollkommen zerstört zu sehen, unerträglich erschien und ihm Angst machte. Deshalb waren wir sehr schockiert, als mein Opa uns mitteilte, dass er nach Berlin zurückgehen und dort leben würde. Der Grund dafür ist, dass er jemandem ein Versprechen gegeben hat, und es halten möchte.

Zwei Wochen später hat meine Mutter dann die Tickets gekauft, und mir erklärt, dass unser Urlaub nach Spanien doch nicht stattfinden wird. Stattdessen werden wir meinen Opa nach Berlin begleiten. Es ist nicht so, dass ich meinen Opa nicht begleiten will, aber muss es ausgerechnet in den Sommerferien und unbedingt die ganzen Ferien sein? Okay, vielleicht sollte ich ein bisschen positiver denken. Während wir im Flugzeug sind, versuche ich die Argumente anzulegen, ob ich etwas Positives finde. Hm, mal sehen …

Pro	**Kontra**
- Kann Sehenswürdigkeiten besichtigen?	**- Will am Strand liegen**
- Ich kann deutsch sprechen	**- Die ganze Zeit in Berlin**
- Nah bei Opa sein	**- Möchte im Meer schwimmen**

Zwei Wochen lang haben wir nichts gemacht außer eine Wohnung zu suchen für meinen Opa. Heutzutage, sagt der Immobilienmakler, ist es schwer, eine Wohnung in Berlin zu finden.
Doch endlich haben wir eine Wohnung für meinen Opa gefunden. Es ist ein bisschen klein, aber sehr schön und geeignet für eine Person.

„Und? Gefällt es dir hier?“ fragt mein Opa mich.
„Na ja. Geht so. Es ist ein bisschen langweilig, es gibt nichts zu tun und...“. Ich schaue mein Opa an und bemerke, dass er sehr schick angezogen ist. „Wo willst du denn hingehen? “
„Ich hatte gehofft, dass du mich fragst. Hättest du Lust, mit mir ein bisschen spazieren zu gehen?“. Es ist ein bisschen merkwürdig, denn mein Opa geht nie spazieren. Nachdenklich bejahe ich seine Frage.
„Wo gehen wir denn hin?“, wundere ich mich.
„In den Park.“ Als wir unser Ziel erreichen, setzen wir uns auf eine grüne Bank. Opa wirkt nervös und schaut immer auf seine Uhr. Ich frage ihn, ob er auf jemanden wartet, und er nickt. Es ist seine frühere Freundin, auf die er wartet. Er hat ihr ein Versprechen gegeben, dass sie sich spätestens nach 40 Jahren hier auf dieser Bank treffen. Doch schon sind viele Stunden vergangen und Bella kommt nicht. Bestimmt fragt er sich, warum sie nicht kommt. Entweder hat sie ihren Treffpunkt vergessen oder sie ist nicht mehr da. Es hat mich schwer beeindruckt, zu wissen, dass er sie nach all den Jahren nicht vergessen hat und seinem Versprechung treu bleibt. Die Liebe meines Opas zu seiner Freundin lässt mich an meiner Entscheidung zweifeln. Habe ich einen Fehler gemacht, indem ich meine Beziehung einfach so kampflos beendet habe, ohne es mindestens zu versuchen? Ich hatte gehofft, dass sie ihr Wort halten wird, damit ich sagen kann, dass ich mich irre. Aber anscheinend gibt es die ewige Liebe nur im Fernsehen. Sie kommt nicht.

Zwei Wochen später

Es dauert bereits zwei Wochen, dass er auf sie wartet. Wir haben nach ihr gefragt, aber niemand weiß, wo sie ist. Obwohl sie nicht kommt, wartet er jeden Tag auf sie; er hofft und ist überzeugt, dass sie eines Tages kommen wird. Ich habe ihn gefragt, ob er keine Angst davor hat, dass sie nie kommen wird. Doch er sagte nur, dass das Leben ohne Risiko kein Leben sei.
Er kann nicht die ganze Zeit auf jemanden warten, der vielleicht schon nicht mehr da ist. Ich gehe in den Park und hole ihn ab. Ich werde ihm sagen, dass es eine Zeit Verschwendung ist und ich nicht möchte, dass er enttäuschen wird.
„Komm nach Hause Opa, wir machen uns Sorgen um dich.“ Als wir gehen wollen, hören wir eine Stimme, die nach meinem Opa ruft.
„Adam? Bist du das?“, fragt die Frau.
„Bella?“
„Es tut mir leid, dass ich so spät komme.“

Als ich gesehen habe, dass die beiden - obwohl sie sich so lange nicht gesehen haben – ihr Versprechen nicht vergessen haben, freue ich mich für die beiden. Es ist so, als hätte jemand mich wachgerüttelt. Ich habe erkannt, dass es solch eine Liebe gibt. Ich habe mich getrennt, weil ich Angst davor hatte, verletzt zu werden. Doch was ich vergessen habe, ist, dass man ein permanentes Risiko eingeht, verletzt zu werden, wenn man jemanden liebt. Man weiß nie im Voraus, ob die Beziehung eine Zukunft hat. Aber wenn man den richtigen Partner findet, mit dem man wirklich zusammen sein will, ist dieser Mensch das Risiko wert. Am Ende war es nicht so schlimm nach Berlin zu fahren.
Ich werde um meine Liebe kämpfen und meine Freundin zurückerobern.

Die Jury verlieh diesem Text von Malis Heng den 2.Preis der 9. und 10.Klassen.

Text 7

Anna Archbold Joy, 12.

Arm aber Sexy?

Nun war es endlich so weit. Ich kam Berlin immer näher. Nach einem sehr langem Flug von Panama City nach Paris fehlte nur noch ein Flug: Paris nach Berlin. Endlich wieder nach Hause, in die wohlbekannte Umgebung, zurück. Nach einem Jahr war es auch mal wieder nötig.
Am Flughafen in Paris wurden meine Kameraden und ich schon von der steifen und kühlen europäischen Art begrüßt. Alle Menschen waren gestresst und übel gelaunt. Durch diese „nette“ Begrüßung verflog uns schon die Freude auf den Rückflug nach Berlin. Naja zu mindestens mir. Die Vorfreude kam zurück, als wir die Hauptstadt anflogen und der Kapitän, mit gelangweilter Stimme uns bekannt gab, dass wir in 15 Minuten landen werden.
Mein Herz fing an zu hüpfen und zu klopfen, sodass es fast aus der Brust fuhr. Ich konnte meine Nervosität kaum verstecken, aber da rechts neben mir nur eine Französin und links eine deutsche Frau saß, die desinteressiert in ihren Terminplaner schrieb, schenkte mir sowieso keiner Aufmerksamkeit.
Und da ich meine Aufregung etwas überspielen wollte, schaute ich zur Abwechslung lieber aus dem Fenster. Ich konnte meinen Augen kaum trauen. Ich sah saft-grüne Wälder, Kanäle, Landstraßen, Autos... Deutschland einfach so, wie ich es nicht mehr in Erinnerung hatte. Meine Vorfreude stieg immer weiter. Dabei kam mir ein Zitat in den Sinn, welches ein früherer Bürgermeister mal ausgesprochen hatte. Es lautete: „Berlin ist arm aber sexy“.
Berlin arm aber sexy.... Klar Berlin ist arm, dachte ich mir sofort. Denn eigentlich kann die Stadt nichts großes bieten. Es gab viel Armut, Harz 4....
Ich machte eine Denkpause, weil ich die Aussicht genießen wollte, aber die gewonnene Vorfreude Verflog bei dem Anblick – Plattenbauten!!! Ich verzog mein Gesicht. Und da kreisten meine Gedanken wieder um das Wort - „arm“. Um auf andere Gedanken zu kommen, kam ich ins Grübeln was mit sexy gemeint sein könnte. Mir viel echt nichts ein was an Berlin sexy sein könnte. Wie jede

Stadt hatte Berlin Sehenswürdigkeiten, Bars, Diskotheken....
Dies alles konnte ich nicht als sexy oder attraktiv bezeichnen, denn so etwas hat jede Stadt. Ich suchte nach etwas Außergewöhnlicherem.
Durch das lange Überlegen, bemerkte ich gar nicht, dass der Pilot das Flugzeug zum Landen ansetzte. Plötzlich fing mein Herz wieder an zu hüpfen und sich zu freuen. Ein Grinsen huschte mir über das Gesicht. Ein unbeschreibliches Gefühl erwärmt meinen Körper. In meinem Kopf traten lauter Fragen auf. Zum Beispiel wie ich meine Familie begrüßen würde? Oder wie es sein würde, wenn ich sie in die Arme nehme? Werde ich weinen? Oder einfach nur super happy sein? In meinem Kopf waren so viele Fragen und keine Antworten, nur freudige Erwartungen.
Endlich durften wir uns abschnallen und in Richtung Ausgang bewegen. Als ich aus dem Flugzeug trat und auf der Landebahn in Richtung Gepäckband ging, wurde ich vor ein Problem gestellt: Das Wetter! Obwohl es ein für Deutschland sehr sonniges und warmes Wetter war, fing ich an, in meiner langen Jeans und in meinem Alpacka-Pulli, zu frösteln.
Doch nun war es endlich soweit, ich konnte mein Gepäck vom Band nehmen und kam wieder ins überlegen, wie ich meine Familie begrüßen sollte als ich in Richtung Empfangshalle ging.
Ich hatte nur noch 30 Meter bis zur Empfangshalle. Meine Blicke schweiften in die wartende Menge und ich erblickte meine Familie, die in der ersten Reihe stand.
Nur noch 20 Meter... Ok, jetzt war es gleich soweit, uns trennten nur noch die sich fortwährend automatisch öffnende und schließende Glastür. ´Jetzt aber schnell, was kann man machen? Rennen, laufen, in die Arme springen oder ganz lässig „Hola familia, I´m back“ sagen?´
Nur noch 10 Meter... ´Alles blöd. Ich mach es spontan, wie es sich eben ergeben wird.´
Nur noch 5 Meter... Und schon stand ich mit einem Fuß in der Empfangshalle. Meine Schritte wurden schneller, obwohl ich nicht schneller laufen konnte, weil vor mir Menschen waren. Aber aus dem freudigen Begrüßungen der anderen Passagiere, die ihre Familien und Freunde in die Arme sprangen, höre ich plötzlich meine Mutter rufen: „Süße, beeil dich, die Parkzeit läuft gleich ab!“
´Na toll´, dachte ich mir. ´Ich werde hier nicht mal richtig begrüßt...´
„Wo ist das nächste Flugzeug zurück nach Lateinamerika!“, schrie ich ihr als Antwort entgegen.
Im Auto habe ich dann nochmal an das Zitat über Berlin gedacht. Meines Erachtens sollte es angepasst werden. Es sollte besser „Berlin, arm und stressig“ heißen.
Willkommen zurück in der Realität von Berlin!

Text 8

Nadine Peter, 12.

Manchmal ist Berlin doch nur eine Großstadt

Beachte dies:

Mit Berlin ist es wie mit einem Reisgeschäft, in dem es hunderte verschiedene besondere Reissorten gibt. Doch verkauft wird in ihm am meisten Basmatireis, so wie eben in jedem anderen Geschäft auch.

Und nun hör dir meine Geschichte an:

Sie sitzt auf einer Parkbank und lässt ihre Gedanken schweifen. Sie blickt in den Himmel, lässt die Lieder zufallen, lehnt sich zurück. Sie lächelt, sieht friedlich aus. Sieht friedlich aus – sähe friedlich aus, wenn jemand hinschauen würde, wenn jemand da wäre, der hinsieht.

Oder macht der Wind doch ein Geräusch, auch wenn niemand es hört?

Sie sitzt auf einer Parkbank und lächelt. Sie lauscht auf den Trubel um sie herum, lauscht auf Autoreifen auf dem Asphalt, auf das Knirschen von Kieseln unter Schuhen, auf das Stimmengewirr. Sie summt eine schlichte Melodie, hört sich glücklich an. Hört sich glücklich an - würde sich glücklich anhören, wenn jemand ihr Gehör schenken würde, wenn jemand Zeit hätte, zu lauschen.

Oder strahlt die Sonne doch, auch wenn niemand Zeit hat, ihre Wärme zu spüren?

Sie sitzt auf einer Parkbank und summt. Sie fühlt den Wind auf dem Gesicht, das Kribbeln, das der Duft von frisch gemähtem Rasen und Blumen auslöst. Sie lächelt, strahlt Ruhe aus. Strahlt Ruhe aus – würde Ruhe ausstrahlen, wenn jemand sie spüren würde, wenn jemand aufmerksam genug wäre, anderer Gefühle wahrzunehmen.

Oder glitzert der Tau doch, auch wenn niemand wachsam genug ist, es zu sehen?

Doch in Wirklichkeit löst sich einer der Menschen aus der Masse, setzt sich auf diese immer leere Bank, verschließt die Augen vor der Welt, schreit gegen den Lärm an, fühlt nichts und hat noch nicht einmal Zeit dafür, weswegen er dies nur denkt und weiter in der Masse rennt.

Die Jury verlieh diesem Text von Nadine Peter den 2.Preis der Oberstufe.

Text 9

Jakub Potrykus, 12.

It was the best of times; it was the worst of times […]

Unruhige Stille vor dem Sturm

Auch wenn alle Mauern fallen, bleiben Brücken verbrannt. Eine brechende Kraft kann nicht bauen und eine aufbauende Kraft wird nie freibrechen. Unvollständige Vereinigung ist so explosiv wie eine unkontrollierte Fusion. Es kann immer nur eine Seite der Münze oben liegen.

Gedanken, die mir durch den Kopf schwirren. Ungewollt und doch notwendig. Ich fühle mich, als wäre ich der einzige, der in die Zukunft schaut. Denn allen fallen die Steine vom Herzen, wie sie aus der Mauer fallen. Die Sorgen fliegen wie die Tauben des Friedens. Der Flügelschlag eins mit dem Herzschlag, der Trommelschlägen ähnelt. Schlag auf Schlag bröckelt die Wand, steigt der Vogel, tönt das Spiel, lebt der Mensch. Ich schreie in die Menge, doch es ertönt kein Echo. Die Leute die wie Berge vor mir standen, sind zu reißenden Wellen geworden und ich stehe mitten im Strom.

Langsames Einblenden von schwarz zu einer großen Stadt aus der Vogelperspektive, kein Ton. Viele

Menschen so groß wie Ameisen fluten die Straßen und marschieren unaufhaltsam. Als die Kamera die Szenerie überfliegt und ein leises Trommelratern beginnt, zoomt sie langsam auf den Protagonisten ein, der inmitten des Stromes unverändert bleibt während das Rattern an Lautstärke und Geschwindigkeit gewinnt. Er steht gerade und blickt voraus als Menschen sich an ihm vorbeidrängen und ihrem Pfad weiter folgen. Die Kamera filmt nun sein Gesicht im Detail und das Rattern stoppt mit einem lauten Knall. Man erkennt Unwohlsein, dass mit jedem Mal, wenn jemand seine Schulter anrempelt, zu wachsen scheint. Nun wechselt die Kamera zur Anfangsposition und man sieht den Rücken des Protagonisten als langsam raus gezoomt wird. Der Protagonist fängt an zulaufen und wird Teil des Stroms, als das Trommelrattern wieder leise anfängt.

Das Bild in meiner Vorstellung schwindet und vor mir bleibt nichts als ein leerer Platz, eine vollständige Mauer und ein bewölkter Himmel. Ich sollte mich nachhause beeilen, denn ich habe meinen Schirm nicht bei und das Wetter ist für die Jahreszeit außergewöhnlich wild. Ich spüre die Elektrizität in der Luft und weiß, dass noch ein anderer Sturm braut.

Ich falle, du fällst

Heute ist der Himmel klar, doch die Hitze hält sich in Grenzen, da die Straßen vom gestrigen Regen abgekühlt sind. Ich stehe heute, so wie gestern und auch schon vorgestern, wieder vor dieser Mauer die mit ihrem grauen Beton ihre Umgebung in eine Atmosphäre des nachdenklichen Schweigens taucht. So sehr ich auch verabscheue wofür sie steht, kann ich mich trotz alledem hier am besten konzentrieren, weswegen ich immer zum Nachdenken herkomme. Vielleicht, weil gerade dort wo der Körper nicht frei sein darf, der Geist am weitesten wandert. Wohl ist der Grund unwichtig, überdenken werde ich es dennoch.

Als ich hier so verweile, begrüßt mich meine Nachbarin Katharina. „Na Charlie, wieder am Zeit verschwenden?“, scherzt sie, als sie neben mir stehen bleibt. Ich nicke nur, in der Hoffnung, dass sie bald geht. Da ich nicht an einem Gespräch interessiert bin. „Was geht dir denn so durch den Kopf?“, harkt sie nach. Ich weiß, dass sie nicht weg gehen wird bis ich antworte und ich weiß auch das sie in solchen Spielen eine weitaus größere Ausdauer hat als ich. Ich drehe mich also zu ihr um und sage, „Gedanken halt, was interessiert dich das den so sehr?“. “Ach, nur so. Hast ja sonst immer was Schlaues zu sagen und ich dachte vielleicht weißt du was hier in letzter Zeit vor sich geht.“, antwortete sie leicht verletzt. „Es tut mir leid, dass ich heute so schroff bin. Aber du hast Recht, ich habe eine Idee was der Grund für die Aufregung ist. Ich denke die Mauer wird fallen und jeder hier spürt es.“, sagte ich und wartete auf ihre Reaktion. „Nein, das glaube ich dir nicht! Du lügst!“, schnaubt sie, „Die gibt es doch schon seit immer, wieso sollte sie jetzt zerstört werden?“. „Ich bin mir da ja auch nicht so sicher, du musst es doch gespürt haben. Dieses Gefühl als würde sich bald alles sehr verändern“, beruhige ich sie. „Naja, mag schon sein, dass ich so etwas ähnliches gespürt habe“, sagt sie nachdenklich.

Ich glaube jeder von uns hatte es gewusst und doch konnte es niemand richtig erfassen. Auch ich zweifelte an meinem Gefühl, bis es dann wirklich geschah. Doch wir alle hatten es geahnt, denn wir alle träumten vom Fallen.

Der goldene Hammer in der roten Sonne

Die rote Sonne, die einst auf den goldenen Hammer schien und den Griff brennend heiß werden ließ, wird

zum ersten Mal seit langer Zeit wieder vom Horizont verschluckt, als die lange Nacht der Heilung einfällt. Die Hände der Mensch sind wieder leer und suchen nach etwas zu greifen, doch das einzige was sie finden sind die Hände der anderen. Hand in Hand stehen die Leute also da und warten, in der Hoffnung, dass sie bis zum nächsten Morgen Schutz vor der Sonne gefunden haben. Als bald bricht der nächste Tag an und wo die Sonne einst war, hängt nur noch das Licht und erhellt die Welt mit Wärme und Wohlsein. Da sie nun die Sonne nicht mehr zu fürchten haben, reisen sie weiter an den Punkt an dem einst der steinerne Golem stand. Sie wussten, dass er ohne das rote Licht bröckeln würde und so entschieden sie sich ihre Hämmer erneut zu tragen und ihn zu besiegen.

Die Jury verlieh diesem Text von Jakub Potrykus den 1.Preis der Oberstufe.

Text 10

Karolin Klünner, 12.

Kritische Augen über Berlin

Eine lange Zeit habe ich aus meinem Nest hinaus in die überdeckten Weiten geblickt. Es erstrecken sich monotone Vielfalt, dynamisches Desinteresse, belebte Zerstörung und laute und chaotische Gefahren, wohin ich auch blicke. Auf den großen, weiten, breiten, langen und nicht endenden asphaltierten Wegen der Zweibeiner, welche sich selbst als Menschen benennen, um sich vom sogenannten Tier zu unterscheiden, sind unzählbare Karosserien unterwegs, welche sich ihr Stehen und Bewegen von kleinen leuchtenden Lichtern an hohen Stangen diktieren lassen. Als ich mich zum ersten Mal aus meinem Nest erhebe, gerate ich vor eine solche Karosserie und es ist beinahe um mich geschehen. Ich spüre den Lufthauch in meinem Kleid und fliehe schnell in die hohen Lüfte, wo ich das Geschehen aus sicherer Distanz beobachten kann. Alles achtet insoweit aufeinander, meine ich, dass es sich nicht beachten braucht. Ihre Oberflächlichkeit gegenüber ihrer Umwelt ist deutlich sichtbar in dem, wie sie keine Notiz von einander nehmen, von denen, die sie als gleich und ihresgleichen bezeichnen würden. Ob klein oder groß haben sie in ihrer Teilnahmslosigkeit doch alle eines gemeinsam, ihren Gewalthaber, der sie unentwegt in Anspruch nimmt. Sie nennen es Handy, ich nenne es Zeitvertilger. Wenn ich aus meinem Nest sehe, erblicke ich selten einen sogenannten Menschen ohne dieses rechteckige, blinkende Ding. Jeder, den ich sehe und der seinen Weg wie täglich beschreitet, der hat dieses Ding in seiner Hand oder in unmittelbarer Nähe und ist allzeit bereit, es herauszunehmen. Sie sind so auf sich selbst fixiert, dass sie nicht registrieren, was um sie herum geschieht. Selten setzen sie sich in die wenigen übrigen grünen Parks, um die Stille und die Frische zu genießen, die ihnen die grauen Straßen, über die sie gehen, nicht bieten können. Ihre Maschinen verschlingen immer mehr der wenigen, noch gebliebenen Grünflächen und um ihr Gewissen zu besänftigen, sieht man alle paar Meter neben den grauen Straßen einen icht mehr ganz so schön aufblühenden Baum. Sie breiten ihr Revier aus und sehen die Natur und ihre Umgebung als ihr Eigentum, in welcher sie ihre riesigen, tristen Nester aufbauen. Jedes Tier, dass nicht schnell genug entkommt, wird eingefangen, verschleppt, getötet oder in einem Zoo unmoralisch zur Show gestellt.
Um den alltäglich hektischen Morgen der Menschen wie täglich zu beobachten, fliege ich wie gewohnt in die Höhe, wo ich eine Weile verharre und den Menschen durch eine kleine Geste deutlich mache, was ich von ihrer Lebensart halte. An diesem Tag aber tritt eine neue Beobachtung in mein Leben. Eine große, laute Karosserie, die in der Luft fliegen kann und schnell rotierende Stangen über sich trägt. Gefährlich schnell kommt es mir näher und verdrängt mich durch die Winde, die es erzeugt. Um dem zu entkommen, fliege ich schnell hinunter und rette mich auf ein Fenstersims. Von dort sehe ich nach unten und stelle

eine leichte Neugier der Menschen fest, die allerdings genauso schnell verschwindet, wie sie gekommen ist. Ein ungewohntes Geräusch in dieser Höhe ertönt mir von hinten. Erst ein Schnurren, dann ein Rauschen, es kommt von der Gardine hinter mir, die vor dem offenen Fenster hängt. Dahinter, schwer zu erkennen, eine Gestalt, die immer mehr die Form einer Katze annimmt. Kaum, dass mir dies bewusst ist, stürze ich in Windeseile in die Tiefe, wo ich mich kurz vor dem Boden auffange und mich weiter entfernt absetzte. Ein paar Sekunden lang habe ich Ruhe, bevor mir eine piepsende, kleine, mir entgegen laufende Maus auffällt, die durch ein kleines Loch unter
den Schienen durchschlüpft und ich die Bahn hinter ihr bemerke. Eine Bahn, von der ich weiß, dass sie Menschen aufnimmt und abgibt. Eine komische Art der Menschen zu reisen und eine komische Essgewohnheit der Bahn, wie ich finde. Wieder fliege ich fort, um dem Getümmel und dem Durcheinander, das gleich beginnen wird zu entkommen. Aus der Luft fällt mir ein Busch ins Auge, hinter welchem ich einige weitere Tauben bemerke und daraus schlussfolgere, dass es dort ein paar Körner zu naschen geben könnte. Und da der Tag bisher so aufregend anstrengend und rastlos war, bemerke ich erst jetzt meinen Hunger und begebe mich zu der Stelle, wo ich Nahrung vermute. Ich schlinge ein paar Körner runter, gurre mit den andern Tauben und will gerade zur Ruhe kommen, als ein kleiner Dackel auf die Futterstelle zu gejagt kommt und uns vertreibt. Um der Eile und Hast des heutigen Tages zu entkommen, begebe ich mich etwas
verfrüht zurück in mein Nest, von wo aus ich das Treiben der Menschen weiter beobachte. Kaum das es dunkel wird, wird es auch schon wieder hell. Die Stadt leuchtet auf und die Menschen kommen noch immer nicht zur Ruhe. Ich drehe mich also um und träume von einer Zeit, in der die Menschen noch nicht alles an sich gerissen haben und ihre Art zu leben noch nicht das Leben anderer bestimmt und definiert hat.
Und wenn die Menschen der Taube ihren Lebensraum noch nicht gänzlich genommen haben, gurrt sie noch heute munter von der gefährlichen Stadt Berlin.

Text 11

Fabienne Kokot, 8.1

Meine Stadt, mein Berlin.

Ich bin eine gewöhnliche Frau aus dem Bezirk Berlin-Wedding. Ich lebe in einer 4-Zimmerwohnung mit meinem Mann Stefan und meinen zwei Kindern Max und Sarah. Jeden Morgen habe ich dasselbe zu tun: Frühstück, Brotboxen machen für meinen Mann und meine Kinder, nach dem Essen sich verabschieden und dann bleibt das Geschirr bei mir zum Abwasch. Das Ganze macht mich so wütend, dass ich am Morgen schlecht gelaunt ins Büro gehe. Ich arbeite für eine Sicherheitsfirma als Sekretärin. Das ist Stress pur.
So wie an diesem Morgen. Mein Mann musste früher aus dem Haus, meine Kinder gingen verspätet zur Schule und ich hatte keine Zeit mehr zum Aufräumen. Auf dem Weg zur Arbeit machte ich mir Gedanken, wieso mein Mann heute so früh aus dem Haus gegangen war und ich erinnerte mich, dass er von einer Schulung auf Arbeit gesprochen hatte.
Als ich im Büro ankam, hatte ich das ungute Gefühl, dass mich alle Arbeitskollegen anguckten. Ich war verwundert, doch ging weiter in meinen Raum. Auf jeden fall ging der Tag so beschissen weiter und ich musste immer noch dran denken, was mein Mann gerade machte...! 5 Minuten vor Feierabend kam mein Chef zu mir rein und fing ein Gespräch an, indem er meinte, dass er meine Arbeitszeit verlängern wollte, weil es so viel Arbeit geben würde. Am Ende meinte er, ich solle es mir noch mal durch den Kopf gehen lassen und ihm dann Bescheid sagen. Anschließend ging ich zum Auto: „Sollte ich das Angebot wirklich annehmen? Ich habe auch Kinder und bin schon zu wenig zu Hause, aber ich brauche auch das Geld… was soll ich machen?“ Ich stieg ein und wollte los fahren, doch es jaulte nur rum. Ich probierte es noch ein paar Mal, aber das Auto sprang nicht an. Daraufhin versuchte ich, meinen Mann anzurufen, doch er ging nicht ran. Langsam machte ich mir Sorgen.

Das hieß nur eins: Ich muss mit der U-Bahn nach Hause fahren. Ich war schon lange nicht mehr mit den Öffentlichen gefahren und als ich einstieg, sah ich wie dreckig die U-Bahn war. Ich ekelte mich. Ich stieg am Bahnhof Platz der Luftbrücke ein und fuhr bis S+U Wedding. Auf dem Weg stiegen Bettler, verschwitzte Leute oder auch Fahrkarten- Kontrolleure ein. Ich rief meinen Mann an, doch sein Handy war nun ausgeschaltet und die Nachricht, die ich ihm geschrieben hatte, hat er auch gelesen und nicht beantwortet. Langsam verzweifelte ich. Nun stieg ich und lief die Treppen hoch. Als Erstes sah ich, Blaulicht und das es regnete. Als ich genauer hinsah, sah ich ein umgekipptes Auto, viele Leute, die Polizei und Krankenwagen von vielen hupenden Autos umzingelt. Ich wollte eigentlich nur schnell nach Hause. Ich kam im Treppenhaus an und begegnete einem Ausländischen Mann, denn nebenan ist ein Flüchtlingsheim, wo es nicht immer ganz rund läuft.
Doch ausgerechnet jetzt kam mir mein Mann wutentbrannt entgegen und meinte so etwas wie: „Bis später, mein Schatz.“ Ich blieb kurz im Treppenhaus stehen und wollte mit ihm reden, doch da war er schon weg. Ich wusste schon, dass das „später“ heute Abend bedeutete. Oben in der Wohnung angekommen, ging ich in die Zimmer der Kinder und begrüßte sie mit einem Küsschen. Nun fragte ich sie, ob sie wüssten was, der Papa machen würde, was er noch so spät hin müsste. Doch meine Kinder verneinten das. Mir fiel noch ein, dass ich einkaufen gehen musste. Also ging ich zu Edeka und als ich wieder zurückgehen wollte, sah ich meinen Mann mit einer anderen Frau. Es sah nicht so aus als sähen sie sich das Erste mal oder als wenn sie eine Arbeitskollegin gewesen wäre. Ich rief ihn an, es klingelte und er guckte auf sein Handy, doch drückte mich weg. Weinend ging ich nach Hause. Am späten Abend kam mein Mann zur Tür rein und sah mich mit verheultem Gesicht auf der Couch sitzen. Er fragte was los sei und ich schrie ihm ins Gesicht „WAS LOS IST???“
Einen Monat später bin ich mit den Kindern nach Tegel umgezogen und habe mich von meinem „Mann“ scheiden lassen.
Nun fühlte ich mich viel besser. Auch habe ich Frauen kennengelernt, die dasselbe wie ich erlebt haben. Und der Austausch tat mir gut. Und man weiß ja nicht, was die Jahre so mit sich bringen werden.

Die Jury verlieh diesem Text den 2.Preis der 7. und 8. Klassen

Text 12

Eda Gündüz, 11.

Ohne Titel

Laut Ansage hielt der Zug gerade am Hauptbahnhof, als ich mich dazu entschied, einfach sitzen zu bleiben und meine Mutter erst am Abend zu treffen. Eine Weile einfach nur nach draußen sehend ließ ich meinen Gedanken freien Lauf, bis ich mich daran erinnerte, dass mich bis vor einer Weile noch eine ältere Dame ansah. Anstarrte trifft es eher – noch dazu nicht gerade freundlich. Sie trug einen Hut, einen von diesen feinen ältere – Dame – Hüten mit Feder an der Seite. Ich gab mein bestes, freundlich dreinzublicken, lächelte sie an und sah wieder nach draußen. Natürlich nicht so weit nach draußen, als dass mir entgangen wäre, dass sie mich immer

noch anstarrte. Helle Haut, grau-weiße Haare mit Locken (oder einem Haufen Dauerwellen?), feines Jäckchen, teure Handtasche, gemusterter Rock, farblich perfekt angepasste Strumpfhosen und Schuhe und – welch ein Wunder, das Tüpfelchen auf dem i – die Ohrringe. Ich malte mir aus, wie ich wohl gerade aussah, so wie immer eben, wie der durchschnittliche Jugendliche so aussah: Jeans, Shirt, Turnschuhe. Warum starrte die Frau dann nicht den Jungen zwei Sitzplätze rechts von mir an, der wohl etwa genauso alt war wie ich? Ach ja, da gab es ja etwas, das mich von allen anderen unterschied: mein Aussehen. Wobei das auch wirklich nur darauf ankam, in welchem Teil der Erde man unterwegs war. Dunkle Haare, dunkle Haut, dunkle Augen. Oder in den Worten der höflichen älteren Dame gegenüber von mir: der typische, dumme Assi. Selbstverständlich könnte man auch meinen, die Frau war genauso in ihre Gedanken vertieft wie ich vorgab es zu sein, aber das war sie mit Sicherheit nicht. In welchem Jahr lebten wir eigentlich? Heutzutage war der Anblick von Leuten wie mir ja wohl nichts Neues mehr und es gab sogar schon Leute wie mich, die Großes erreicht hatten, genau wie ich es tun würde.
Laut Ansage hielt der Zug gerade am Kottbusser Tor oder auch Kotti, als ich ausstieg. Hier starrte mich niemand mehr an, denn hier sahen alle so aus wie ich. Ich lief die Straße hinunter und sah mich dabei um, die Läden und Leute, die hier halt einfach ihr Leben führten und glücklich waren, oder zumindest so wirkten. Es waren nicht nur Ausländer, sondern auch Deutsche, die in den Restaurants hier aßen, sich mit den ausländischen Kellnern unterhielten, scherzten und lachten. Solche gab es also auch noch, die einen nicht anstarrten sondern als Freund sahen. In dieser Stadt musste ich mir keine Sorgen vor Blicken dieser Art machen. Hier wurde jeder akzeptiert, wie er war. Jetzt freuten mich die Worte meiner Mutter so sehr, die gestern hießen: morgen sind wir weg aus diesem Dorf.